

Analogie, Ähnlichkeit, Äquivalenz

Schematismen des Vergleichs und Formen gesellschaftlicher Differenzierung

Ramy Youssef

1. Einleitung

Vergleiche, Klassifikationen und Bewertungen haben als soziale Beobachtungsoperationen zunehmende soziologische Aufmerksamkeit erfahren (Heintz 2021). Im Zuge dieser Forschungen stieß man auf ›kognitive‹ Formen der Relationierung sozialer Einheiten, die einerseits neue Kategorien und damit auch: Differenzen bilden, andererseits aber auch durch einen vereinheitlichenden Gesichtspunkt zuvor nicht vorhandene strukturelle und operative Beziehungen ermöglichen. Im Kontext der neueren Weltgesellschaftsforschung wurde so gezeigt, wie global heterogene Phänomene durch Vergleiche in einen Zusammenhang gebracht werden können, zwischen denen zuvor kaum Kontakte bestanden, und die bloße Relationierung durch kommunizierte Beobachtung mitunter strukturelle Folgen zeitigt (Heintz/Werron 2011). Es gibt also gute Gründe anzunehmen, dass diese ›kognitiven‹ bzw. semantischen Formen der Relationierung differenzierungstheoretisch von hoher Bedeutung sind und eine Perspektive auf Beziehungen zwischen sozialen Einheiten eröffnen können, für die ›Integration‹ ein zu voraussetzungsvoller Begriff zu sein scheint.

An diese Diskussion will der folgende Beitrag anknüpfen und dabei vor allem auf Vergleiche als basale Form der Relationierung abzielen. Denn gerade die Soziologie des Vergleichs hat auf bemerkenswerte Zusammenhänge zwischen Formen des Vergleichs und Formen gesellschaftlicher Differenzierung hingewiesen. So hat Bettina Heintz im Anschluss an Niklas Luhmann (1995) und Michel Foucault (1990) argumentiert, dass Vergleiche eine spezifisch moderne Beobachtungsform seien. Mit der Durchsetzung einer modernen Gleichheitssemantik würden zuvor vorhandene Barrieren der kategorialen Gleichsetzung (etwa zwischen ›Zivilisierten‹ und ›Barbaren‹ oder Adelligen und Nicht-Adelligen) aufgelöst und eine auf naturgegebenen Ähnlichkeiten basierende Ontologie sei durch (wissenschaftliche) Vergleichsbeobachtungen von Identitäten und Differenzen abgelöst worden (Heintz 2016: 309 ff.). Ausgehend von der zugrundeliegenden Definition von Vergleichen, die Heintz vorschlägt, lässt sich die These jedoch nicht aufrechterhalten, dass Vergleiche schlechthin in der modernen Gesellschaft an Bedeutung gewonnen hätten. Stattdessen lässt sich, wie hier zu zeigen sein wird, die historische bzw. gesellschaftlich variierende Relevanz unterschiedlicher *Schematismen des Ver-*

gleichs nachweisen, zu denen *Analogie*, *Ähnlichkeit* und *Äquivalenz* gezählt werden können. Die folgenden Überlegungen schlagen daher eine funktionale Definition von Vergleichen vor, mit der einerseits Vergleiche mit Äquivalenten und andererseits die genannten Vergleichsschematismen hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Relevanz (historisch) verglichen werden können (Abschnitt 2).

So können auch die gesellschaftsstrukturellen Plausibilitätsbedingungen aufgezeigt werden, die dazu führen, dass jeweils ein Schematismus des Vergleichs für die ›Kosmologien‹ von Gesellschaften eine besondere Rolle spielt (Abschnitt 3). In diesem Sinne wird die Hauptthese dieses Beitrags zu erläutern sein, dass in allen Gesellschaften zwar alle drei Vergleichsschematismen beobachtbar sind, ihre gesellschaftliche Relevanz aber vom Verhältnis gesellschaftlicher Differenzierungsformen abhängt, was sich vor allem in gesellschaftlichen Kosmologien bzw. Selbstbeschreibungen artikuliert. Die Kosmologien segmentärer Gesellschaften basieren auf dem Analogieschema, jene stratifizierter Gesellschaften auf Ähnlichkeiten und das Weltbild der funktional differenzierten Gesellschaft basiert auf Äquivalenzbeziehungen. Die durchaus zutreffende Diagnose von Heintz, dass die Beobachtung von Ähnlichkeiten im vorneuzeitlichen Denken von besonderer Bedeutung war, wäre dann also nicht so zu verstehen, dass das Ähnlichkeitsdenken überwunden werden musste, um Vergleichen überhaupt zu ihrer gesellschaftlichen Relevanz zu verhelfen. Vielmehr wurde mit dem Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung ein dominierendes Vergleichsschema (das der Ähnlichkeit) durch ein funktionales Vergleichsschema ersetzt. So wäre auch die Bedeutung von Analogien für die Kosmologien primär segmentär differenzierter Gesellschaften zu verstehen. Vergleiche werden in der modernen Gesellschaft also nicht dadurch relevanter, dass in ihr Identitäten und Differenzen ›schärfer‹ beobachtet werden als in segmentären oder stratifizierten Gesellschaften. Vielmehr handelt es sich um einen Anwendungsfall der These Georg Simmels, dass mit zunehmender sozialer Differenzierung auch jene Kategorien abstrakter werden, anhand derer Gleichheiten zwischen sozial differenzierten Einheiten beobachtbar werden. Unter relativ undifferenzierten Verhältnissen sei daher das »rohere Denken« daran erkennbar, dass es Assoziationen auf der Grundlage raumzeitlicher Nähe oder aufgrund irgendeiner wahrgenommenen äußerlichen Ähnlichkeit herstellt und dazu neigt, die Eigenschaften eines Elements gedanklich auf alle anderen zu übertragen, die in den genannten Hinsichten als *gleich* assoziiert würden (Simmel 1890: 147, 237). Mit zunehmender Differenzierung sozialer Beziehungen, und damit einhergehend auch mit der zunehmenden Heterogenisierung und Ausweitung sozialer Kreise, treten abstraktere, allen voran funktionale Gesichtspunkte der Identifikation von Gleichheiten an die Stelle substanztialisierender, auf Ähnlichkeiten abzielender Gesichtspunkte der Assoziation (Simmel 1890: 227). In genau diesem Sinne ermöglichen die Abstraktionsgewinne des Äquivalenzschemas den Vergleich sehr heterogener, unähnlicher Dinge in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft. Insofern auch die Sozio-

logie in einer funktional differenzierten Gesellschaft Vergleiche anstellt, ergeben sich damit auch für sie selbst theoretische und methodische Implikationen, die abschließend skizziert werden (Abschnitt 4).

2. Zur Funktion und Schematisierung von Vergleichen

In der einschlägigen Literatur werden Vergleiche in der Regel idealtypisch bzw. gattungslogisch definiert als eine Form oder Praxis der Beobachtung, die bestimmte Merkmale aufweist (Grave 2015; Heintz 2016: 306 ff.; Ringel/Werron 2021: 304 ff.; Steinmetz 2015: 88 ff.). Bettina Heintz (2016: 308) zufolge hätten Vergleiche zunächst eine »Dreifachstruktur«: Sie subsumieren Sachverhalte unter eine vereinheitlichende Kategorie, die als *Tertium Comparationis* fungiert, um sie anhand beobachteter Ähnlichkeiten und Unterschiede zu relationieren. So können etwa Äpfel und Birnen miteinander in Verbindung gebracht werden, indem man sie unter der einheitlichen Kategorie »Lebensmittel« zusammenfasst, um Unterschiede hinsichtlich ihres Vitamingehalts festzustellen (Heintz 2016: 307).

Geht man von der hier referierten Definition von Vergleichen aus, ist jedoch nicht problemlos nachzuvollziehen, inwiefern es sich bei diesen Vergleichen um eine spezifische oder im Vergleich zu Listen, Analogien oder Klassifikationen sogar um eine »komplexere« Form der Beobachtung handelt (Heintz 2016: 309).¹ Demgegenüber scheinen Vergleiche im Sinne von Heintz eher eine basale Form der Beobachtung zu sein, ohne die keine Information, kein Prozessieren von Sinn vorstellbar wäre. Aus dem Vergleich des Erlebten mit dem Erwarteten wird im Hinblick auf einen Sachverhalt Information ermittelt, sowohl in psychischen als auch in sozialen Systemen. So steht »ein großer Mensch [...] als groß da, ohne dass überhaupt in unserem Gesichtskreis kleine Leute sind. Er kontrastiert mit dem »normalen« Menschen, von welchem Exempel dunkel »erregt« sein mögen, ohne dass es zu *expliziter* Vergleichung kommt« (Husserl 1964: 229, Hervorh. R. Y.). Jede Beobachtung, jede Auswahl würde insofern einen Vergleich zwischen als unterschiedlich identifizierten Möglichkeiten des Erlebens und Handelns voraussetzen. Die immer mögliche Einschränkung auf explizit kommunizierte Vergleiche

1 Dabei sind Analogien und Klassifikationen formal selbst nichts anderes als Vergleiche. Bei Analogien werden Relationen gleichgesetzt, die als *Tertium Comparationis* den Vergleich von unterschiedlichen Kontexten ermöglichen (s. u.). Klassifikationen sind Vergleiche zwischen unterschiedlichen Abstraktionsstufen (z. B. Allgemeines und Besonderes) anhand eines dritten Kriteriums, sodass man entweder allgemeine Kategorien vergleicht, die ein gemeinsames Merkmal mit einem Gegenstand aufweisen, oder Gegenstände vergleicht, die aufgrund eines gemeinsamen Kriteriums zu allgemeineren Kategorien gehören könnten. Fälle, in denen die »Subsumption« ohne besondere Berücksichtigung von Alternativen erfolgt, werden hier konstitutionstheoretisch als Identifikation behandelt, die andere Abstraktionsleistungen erfordert (s. u.).

erscheint vor dem Hintergrund von *per definitionem* so gut wie immer gegebenen Vergleichen als pragmatische, aber doch willkürliche Lösung des Problems, zumal die einschlägige Soziologie des Vergleichs auch innerhalb eines sehr weiten Feldes expliziter Vergleiche sehr spezielle, um nicht zu sagen: spektakuläre Fälle von Vergleichen, etwa in Form von Rankings, behandelt.

Historische oder gesellschaftlich bedingte Konjunkturen von Vergleichen können jedenfalls auf dieser basalen Ebene kaum erfasst werden und das Bezugsproblem von Vergleichen bleibt mit dem Hinweis auf ihre ordnungsstiftende oder komplexitätsreduzierende Funktion eher unterbestimmt (Heintz 2016: 319 f.). So herrscht zwar weitgehende Übereinstimmung darin, dass Vergleiche mithilfe einer Gleichheitsunterstellung operieren. Die Funktion dieser Unterstellung lässt sich jedoch mithilfe eines phänomenologischen – und dann in weiterer Hinsicht systemtheoretischen – Zugangs unter Anwendung einer funktional vergleichenden Methode präziser angeben (Luhmann 2017: 1017 ff.). Dabei wird zunächst davon ausgegangen, dass Vergleiche sowohl psychische als auch soziale Operationen darstellen können. Der Zusammenhang wird hier jedoch nicht in Ähnlichkeiten, Analogien oder kausalen Beziehungen zwischen psychischen und sozialen Systemen, sondern in einem gemeinsamen Bezugsproblem im Medium ›Sinn‹ gesehen, in welchem sowohl soziale als auch psychische Systeme (nur mit Gedanken und Kommunikationen als unterschiedlichen Elementen) operieren (Luhmann 1984). Im Medium ›Sinn‹ zu operieren bedeutet zunächst, in einer je gegebenen Gegenwart nur eine Möglichkeit aktualisieren zu können, wobei jeder aktualisierte Sinngehalt auf einen unendlichen Horizont weiterer Möglichkeiten verweist. Bei der Bezugnahme auf einen Gegenstand, der phänomenologisch gesprochen *thematisch* wird, sind also immer zugleich Übergänge zu weiteren Möglichkeiten gegeben. Diese Übergänge würden dann sinnhaft strukturiert, wobei ihre Herstellung unhintergebar kontingent ist – also immer auch anders, aber eben nicht beliebig anders möglich ist. Von Moment zu Moment und von Ereignis zu Ereignis ist die Welt schon eine andere. Ein sinnprozessierendes System könnte sich unter diesen Bedingungen nicht selbst von einer Umwelt unterscheiden, wenn es nicht sinnhaft von Unterschieden abstrahieren würde, die sich allein aus dem Zeitverlauf ergeben (Luhmann 1981; Schütz 1932: 75 ff.). Jede konkrete Identität, die ein System beobachtet (und das kann auch jene des Systems selbst sein), kommt insofern dadurch zustande, dass sie als ›fraglos gegeben‹ erscheint, indem phänomenale Verschiedenheiten im Zeitverlauf als sinnbedingt ausgeblendet werden (Luhmann 1952–1960c; Schütz 1932: 78). Da für ein Bewusstsein Identität als konstanter Bezugspunkt des Erlebens und Handelns fungiert, ist ein Ich auch dann noch ein Ich, wenn es gealtert ist. Gleiches gilt für die Identität eines sozialen Systems, wie etwa einer Organisation, die auch nach dem Austausch ihres Personals über dieselbe Identität verfügt. Identität ist damit ein Sachkorrelat zeitlicher Kontinuität.

Sofern konkrete Sinngegenstände in der Beziehung zum beobachtenden System als fraglos gegeben identifiziert sind, können sie wiederum in ihren Beziehungen zueinander thematisch werden. So kann ein identifiziertes Ich sich von allem anderen, oder auch nur von einem Tisch, unterscheiden, aber ein Tisch verweist auf eine unendliche Vielzahl anderer Möglichkeiten, die erst durch eine bestimmte *Hinsicht* oder ein Problem strukturiert werden können (Berg 2011). Erst eine solche Hinsicht ermöglicht es, von Unterschieden zwischen bereits identifizierten Sinngegenständen absehen zu können und nicht unendliche Verweisungsmöglichkeiten durch Relevanzen zu strukturieren. Ein Ich müsste einen Tisch sonst in jeder Hinsicht beobachten und eine Vielzahl von Unterschieden zwischen sich und dem Tisch sowie am Tisch selbst feststellen, wenn es nicht die Möglichkeit gäbe, sich auf Unterschiede zu beschränken, die für ein bestimmtes Problem einen Unterschied machen, also im Sinne Gregory Batesons: informativ sind (Bateson 1979: 228). An genau diese Funktionsstelle tritt nun der Vergleich als die Beobachtung von Gleichheit in einer bestimmten Hinsicht. Die Beobachtung einer Gleichheit zwischen als verschieden identifizierten Sinngegenständen ermöglicht eine Gleichbehandlung des Verglichenen unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Dieser ermöglicht wiederum eine Beschränkung aller möglichen Unterschiede auf nur noch relevante Unterschiede. Vergleicht man also Tische miteinander, erscheinen sie gleich, sie »decken« sich, mit Husserl (1964: 225) gesprochen, als Tische in zumindest dieser kategorialen Hinsicht vollständig – ungeachtet ihrer sonstigen Unterschiede. Man muss also nicht jeden Gegenstand »für sich« in allen Hinsichten und Unterschieden erfassen und als einzigartiges, von allem anderen losgelöstes Phänomen behandeln, sondern man kann Gegenstände trotz ihrer Verschiedenheit zu einer Auswahl zusammenziehen, die andere Gegenstände ausschließt und sie unter einem einheitlichen Aspekt gleichbehandelt (Zerubavel 1996).²

Die Funktion des Vergleichs liegt also vor allem darin, Differenzen ignorieren zu können – und erst über diesen Umweg allenfalls Informationen zu gewinnen.³ Genau gegensätzlich strukturiert, aber nichtsdestotrotz ein Äquivalent, ist das Vergleichsverbot, denn auch dieses bedeutet einen Verzicht auf Informati-

2 Dies ließe sich auch im Hinblick auf das Problem der Identifikation formulieren, die unterschiedliche Zustände im Zeitverlauf auf die gleiche Identität bezieht. Demgegenüber ist es aber konstitutionstheoretisch sinnvoller, Identifikation und Gleichheit (durch Vergleiche) zu unterscheiden, insofern sie auf unterschiedliche Weise und aus unterschiedlichen Gründen von Verschiedenheiten abstrahieren (vgl. Luhmann 1952–1960b). Dem entspricht im Deutschen etwa der Unterschied zwischen »demselben« und »dem gleichen« Auto.

3 Bettina Heintz betont demgegenüber den Informationsgehalt von Unterschieden zwischen verglichenen Einheiten und sieht darin die primäre Leistung des Vergleichs. So ist der Vergleichsbegriff von Begriffen wie »Beobachtung« oder »Differenzierung« kaum noch zu unterscheiden. Was Vergleiche jedoch *formal* von anderen Formen des Unterscheidens unterscheidet, ist die Gleichheitsunterstellung, die die Funktion ermöglicht, von Unterschieden absehen zu können. Ob Gleichheiten oder Unterschiede informativer sind, hängt dann nicht von der Form, sondern

on durch Ablendung von Alternativen (Postoutter 2023). Einen solchen Fall findet man etwa in Intimbeziehungen institutionalisiert, in denen der Partner in dieser Eigenschaft nicht mit anderen verglichen werden darf, wenn der Sinn der Beziehung zu ihm darin liegt, ihn in seiner Individualität zu schätzen. Vergleichbare Erwartungen gibt es im Hinblick auf jeweils für sich zu erschließende Kunstwerke. Ein Äquivalent für den Vergleich ist aber auch Technik im Sinne einer strikten Kopplung von Input und Output: Es ist für das Funktionieren eines Lichtschalters vollkommen gleichgültig, aus welchen Gründen oder von wem oder was er betätigt wird, solange er die Stromzufuhr ermöglicht oder unterbricht. Die Technik substituiert, wenn sie funktioniert, gewissermaßen als ›Gleichmacher‹ den Vergleich, denn auch sie löst das Problem immer anders möglicher unendlicher Verweisungen durch »Möglichkeiten ungefährdeten Ignorierens. Technik ist Verzicht auf sich anbietende Information« (Luhmann 2017: 607). Das vielleicht wichtigste Äquivalent von Vergleichen ist jedoch die Differenzierung von Systemen, deren Grenzen als ›Schwellen der Indifferenz‹ fungieren und alles abblenden, was nicht in ihrem Relevanzbereich liegt. Sie leisten dies jedoch nur unter Inkaufnahme struktureller Abhängigkeiten von ihrer Umwelt und nur noch eingeschränkter Austauschbarkeit von Relevanzkriterien, während Vergleiche Systeme voraussetzen müssen, aber Relationierungen über Systemgrenzen hinweg ermöglichen. Gerade diese Äquivalenz bzw. Abhängigkeit von Systemdifferenzierung und Vergleichen scheint sich auch darin zu äußern, dass Differenzierungsformen und Vergleichsschematismen in Abhängigkeit voneinander variieren, was hier noch ausführlicher zu zeigen sein wird.

Der Vergleich diskriminiert also unter einem Gesichtspunkt der Gleichheit zwischen relevanten und irrelevanten Unterschieden. Die Alternative wäre, alles als einzigartig zu behandeln (Menschen, Kunstwerke) oder sich durch strikte Kopplungen und operative Grenzen einschränken zu lassen (Technik). Nun gibt es aber Folgeprobleme des Vergleichs, die sich durch unterschiedliche Möglichkeiten der Beobachtung von Gleichheit lösen lassen. Diese Möglichkeiten werden im Folgenden als Schematismen der Analogie, der Ähnlichkeit und der Äquivalenz näher zu analysieren sein.

2.1 Analogie

Ein Folgeproblem des Vergleichs liegt zunächst darin, dass sich bei fremden, unbekannten oder schwer vermittelbaren Sinngegenständen nicht ohne weiteres ein einheitlicher Vergleichsgesichtspunkt finden lässt, sofern die Gegenstände, obwohl identifiziert, zunächst noch zu unbestimmt sind. Auf den ersten Blick na-

vom Kontext des Vergleichs ab. Nazi-Vergleiche erregen etwa wegen ihrer in der Regel sehr unverhältnismäßigen Gleichsetzungen besondere Aufmerksamkeit.

heliegend wäre der Vergleich mit ähnlichen *und* vertrauten Gegenständen, sodass man etwa sagen kann, dass Niklas Luhmann so aussieht wie der wesentlich bekanntere Larry David (oder umgekehrt). Der Vergleich mit vertrauten ähnlichen Gegenständen gibt jedoch keine Auskunft darüber, wie sich der unbekannte Gegenstand zum Beobachter (und zu anderen Beobachtern und Gegenständen) verhält. Wo dies zutrifft, bietet es sich an, nicht Gegenstände, sondern Relationen zwischen Gegenständen zu vergleichen. Dabei würde man als Ausgangspunkt eine vertraute Relation heranziehen und diese auf fremde und unbekannte Sinngegenstände übertragen. In diesem Sinne beruht eine Analogie auf der beobachteten Gleichheit von Relationen zwischen unterschiedlichen Elementen. In einem formalen Sinne ist eine Analogie also nach dem Schema $A : B = C : D$ aufgebaut. Die Relation zwischen A und B ist die gleiche wie die zwischen C und D und umgekehrt, sie ist also symmetrisch. Die Elemente können einander dabei für sich genommen durchaus unähnlich sein, sodass man etwa aus literaturwissenschaftlicher Sicht sagen kann, dass Niklas Luhmann der Balzac der BRD sei (Hagen et al. 2021: 24 f.). Außerdem kann man Analogien weiter ausbauen und sich fragen, wer dann der soziologische Stendhal Chinas sei.

Der Vorteil dieses Vergleichsschemas liegt also vor allem darin, dass man von einer vertrauten Basisrelation ausgehend schnell auf andere Relationen schließen kann, um unvertraute Sachverhalte einzuordnen (Descola 2011: 171; Shore 1996: 353 ff.). Aber der Fortsetzbarkeit und Systematisierbarkeit dieses Schemas sind Grenzen der Plausibilität auferlegt. Schließlich lassen sich nicht ohne weiteres für alle Probleme der Soziologie analoge Probleme in der Poetologie finden, sodass die Frage, ob Balzac nicht näher bei Dante als bei Luhmann anzusiedeln sei (Hagen et al. 2021: 25 f.), ebenso offenbleiben muss wie die Frage, wie man selbst zum soziologischen Dostojewski Italiens werden könnte. So ermöglichen Analogien zwar den Aufbau von Orientierungswissen, für Verfügungswissen müssen jedoch Äquivalente wie etwa Experimente eingesetzt werden, mit denen unter kontrollierten Bedingungen Möglichkeiten erprobt und (unter funktionalen Gesichtspunkten) verglichen werden können. Wenn Analogiesysteme außerdem eine größere Reichweite haben sollen, ohne an Plausibilität einzubüßen, müssen die Basisrelationen entsprechend abstrakt und vielseitig einsetzbar gewählt werden. In segmentären Gesellschaften kommt in dieser Hinsicht der Beobachtung von Reziprozitätsbeziehungen eine besondere Bedeutung zu, wie noch zu erläutern sein wird.

2.2 Ähnlichkeit

Ein zweites Folgeproblem von Vergleichen betrifft den Umstand, dass man durch die Gleichsetzung des Verglichenen zwar von Unterschieden abstrahieren kann, aber diese Unterschiede dadurch nicht eliminiert werden. Sie bleiben als

Möglichkeiten stets präsent und verfügbar, sodass die unterstellte Gleichheit zwischen zwei Sachverhalten zugleich fraglich und problematisch erscheint: »[E]s deckt sich in beiden Gleiches mit Gleichem, während das Ungleiche in Widerstreit tritt« (Husserl 1964: 225). Der Vergleich von Ähnlichkeiten macht aus dieser Not gewissermaßen eine Tugend und nutzt sie produktiv. Das bedeutet, dass zwar eine Gleichheit beobachtet wird,⁴ der Vergleich aber den Verweis auf die Kontingenz der Gleichheitsabstraktion mitlaufen lässt und in einem begrenzteren Rahmen weitere Vergleichshinsichten offenlässt. Der Vergleich ermöglicht damit eine »Hermeneutik der Vorläufigkeit« und erfordert weniger »diakritische Energie«, die man bräuchte, um Gleichheiten eindeutig festzustellen (Koschorke 2015: 36, Hervorh. i. O.). Man kann sie für ein gegebenes Problem als vage behandeln. Statt $A = B$ also $A \approx B$. So kann bei der Ausweiskontrolle die Gleichheit zweier Namen auf dem Ausweis und im Strafregister wesentlich leichter festgestellt werden als die Gleichheit eines Fotos mit dem leibhaftigen Gesicht eines Menschen, da das Foto nur eine eindimensionale, ausschnittshafte Sicht zulässt und gleichzeitig gefälscht oder der kontrollierte Mensch ein Zwilling des Fotografierten sein könnte. Man begnügt sich dann entweder mit der festgestellten Ähnlichkeit, da eine Gleichheit ohnehin nicht präzise feststellbar ist, oder nimmt eine Ähnlichkeit zum Anlass für genauere Prüfungen. In beiden Fällen wird das »ungefährdete Ignorieren« von Differenzen durch das Schema der Ähnlichkeit beunruhigt. Die Gleichheitsunterstellung wird reproblematisierbar, und die Möglichkeit von Kontingenzen wird in den Raum gestellt, ohne dass der Vergleich deswegen als gänzlich sinnlos erscheint.

Eine äquivalente Lösung für diese Funktion der Ähnlichkeit wären insofern Gleichheitsurteile, die von der Anerkennung kontingenter Bedingungen abhängig gemacht werden. Wer in einer Küche angestellt ist, in der der Chefkoch verkündet, dass Quark und Topfen das gleiche seien,⁵ ist nur unter der Bedingung des bestehenden Dienstverhältnisses, das reproblematisiert werden kann, zur Gleichbehandlung von Topfen und Quark verpflichtet. Eine andere äquivalente Lösung liegt in der Betonung der Konstruiertheit von Gleichheitsurteilen. Sobald Gleichheit nicht mehr als eine den Dingen innewohnende Eigenschaft, sondern als Konstruktionsleistung eines Beobachters thematisiert wird, können auch durchaus scharf und definitiv gezogene Gleichheitsurteile – etwa in Bezug auf die Vergleichsabsichten des Beobachters – reproblematisiert werden. Für den Vergleich von Ähnlichkeiten sind jedoch Unschärfen geradezu konstitutiv. So kann man auf einer soziologischen Tagung Luhmanns Systembegriff und Bourdieus Feldbegriff trotz ihrer Differenzen im Detail als ähnlich behandeln (sofern es der Verständigung unter Bedingungen der Zeitknappheit dient) und

4 Husserl (1964: 223 ff.) spricht von der Ähnlichkeit als partieller Deckung in den relevanten Vergleichshinsichten.

5 Das sind sie nicht.

in Publikationen die Optik schärfer stellen (wenn etwa Probleme der Theoriekonsistenz auftreten). Dennoch kann, im Gegensatz zu Analogien, aus einer beobachteten Ähnlichkeit nicht immer auf weitere Vergleichshinsichten geschlossen werden. Sie müssen stattdessen schrittweise und analytisch durch Auf- oder Abblendung von Hinsichten erschlossen werden (Descola 2011: 171). So kann man einen Menschen und einen Fisch in der Hinsicht miteinander vergleichen, dass sie Lebewesen und insofern gleich sind, durch das Schema der Ähnlichkeit aber aufmerksam dafür bleiben, dass noch andere Vergleichshinsichten relevant sein können. Durch Hinzunahme weiterer Attribute lässt sich die Ähnlichkeit sodann auch weiter steigern, etwa dahingehend, dass Menschen und Fische Wirbeltiere sind usw. Andererseits ermöglicht Ähnlichkeit auch die Bildung transitiver Beziehungen zwischen den Vergleichsobjekten: Von einem Element ausgehend lassen sich sodann Abstufungen konstruieren und komplexe Taxonomien entwickeln, die etwa den Menschen in den Mittelpunkt stellen und Einzeller als denkbar unähnlichste Lebensformen einstufen. Aber nicht nur die Unschärfen der Ähnlichkeitsoptik, sondern schon die jeweilige Identifikation des Verglichenen als Verschiedenes schließt aus, dass Ähnlichkeiten gänzlich in Identität oder Gleichheit aufgehen (Husserl 1964: 226), denn dies erfordert jeweils eigene Abstraktionsleistungen.

2.3 Äquivalenz

Neben dem Problem des Unvertrauten und der Unschärfe liegt ein drittes Folgeproblem von Vergleichen schließlich darin, dass Gleichheitsurteile durch Wertpräferenzen und andere lebensweltliche Voreingenommenheiten und Plausibilitäten blockiert werden können. Gegenstände, die als besonders heterogen und verschieden erlebt werden, lassen sich nicht ohne Weiteres in einen Vergleichszusammenhang bringen, sodass sich Vergleiche häufig auf kategorial Gleiches, anschaulich Ähnliches oder raumzeitlich Nahestehendes beschränken. Das Problem lässt sich etwa durch institutionalisierte ›Narrenfreiheiten‹ lösen, die inkongruente Perspektiven und Spielräume für gesellschaftlich ansonsten unwahrscheinliche Relationierungen von Sinngegenständen, wie etwa Glöckchen auf Schuhen, ermöglichen. Ein Äquivalent dafür wäre ein Vergleich von Äquivalenzen. Denn dieser erfordert nur die Austauschbarkeit von Elementen (a, b) im Hinblick auf ein konstantes Bezugsproblem oder eine *Funktion*, gleichviel, wie viele oder wenige Beziehungen sonst noch zwischen äquivalenten Elementen bestehen mögen, metaphorisch also: $f(a) = f(b)$.⁶ Wenn man also vor dem Problem steht, ei-

6 Das wirft die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gleichheit und Äquivalenz auf. Für soziologische Zwecke scheint es vorläufig plausibel zu sein, die Unterscheidung von Gleichheit und Äquivalenz beizubehalten, da die Austauschbarkeit von Äquivalenten eines Zusatzmotivs be-

nen Fluss überqueren zu müssen, kann man zwar unterschiedliche Schwimmstile miteinander vergleichen, die miteinander eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Man kann aber auch ein Floß bauen, den Fluss untertunneln oder darauf warten, dass er austrocknet. Diese Lösungen haben nichts miteinander gemeinsam, außer dass sie als Lösung eines spezifischen Problems vergleichbar werden. Man kann allenfalls das Bezugsproblem weiter abstrahieren bis hin zu Letztproblemen wie ›Reduktion von Komplexität‹. Jede beliebige Handlung erschiene dann als Lösung dieses abstrakten Letztproblems. Wer ein Lied anstimmt, reduziert ebenso Komplexität, wie jemand, der den Fluss überquert, da beide Handlungen eine Auswahl aus einer unendlichen Vielzahl an Möglichkeiten darstellen. Ein Lied zu singen löst jedoch nicht das Problem der Flussüberquerung.

Mit anderen Worten: Der Vergleich von Äquivalenten kann sowohl ähnliche als auch ansonsten unähnliche Elemente unter *einem* funktionalen Gesichtspunkt als austauschbar behandeln. Das bedeutet auch, dass im Gegensatz zu Ähnlichkeiten, die selbst schon Maßstäbe der Bewertung implizieren können (je un-/ähnlicher desto besser/schlechter), bei Äquivalenzbeziehungen eigene Gesichtspunkte der Bewertung expliziert werden müssen, um zwischen Äquivalenten, die nur in einer Hinsicht gleich sind, wählen zu können (was auch bedeuten kann, Folgeprobleme in die Bewertung miteinzubeziehen). Und diese Gesichtspunkte sind wiederum variabel und kontingent. So kann man Äquivalente unter Gesichtspunkten der Plausibilität, des Aufwands, der Leistung oder des Gewinns miteinander vergleichen und entsprechend bewerten, ohne dass die Äquivalenzbeziehung selbst einen Gesichtspunkt oder die Wahl eines von mehreren Äquivalenten nahelegen würde. Auch auf diese Weise ermöglichen Äquivalenzbeziehungen Vergleiche, die ansonsten durch Wertimplikationen blockiert wären.

Die folgenden Vergleiche beziehen sich nun auf Gesellschaften vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Differenzierungsformen. Diese bilden, so die hier zu untermauernde Vermutung, sowohl Bezugsprobleme als auch Plausibilitätsbedingungen für die Anwendung der oben beschriebenen Vergleichsschematismen. So können zwar in allen Gesellschaften selbstverständlich alle drei Schematismen beobachtet werden, allerdings variieren sie deutlich in ihrer Bedeutung für die jeweilige ›Kosmologie‹ von Gesellschaften.

darf, während die bloße Beobachtung von Gleichheit, etwa der Farbgleichheit von zwei roten Autos, nicht zwingend eine Wahl oder einen Austausch als Problem impliziert. Das schließt nicht aus, genau dieses Problem bei beobachteter Gleichheit einzuführen und Gleichheit dann in Äquivalenz zu übersetzen. Umgekehrt kann man auch, wie hier, Äquivalenz als einen Fall von Gleichheit in Bezug auf eine Funktion auffassen (Luhmann 1952–1960a).

3. Schematismen des Vergleichs und Formen gesellschaftlicher Differenzierung

3.1 Analogien in segmentären Gesellschaften

Eine Gesellschaft kann (in Anlehnung an Luhmann 1997: 634–662) als »segmentär differenziert« bezeichnet werden, wenn sie in gleichartige Teilsysteme differenziert ist, die alle wesentlichen sozialen Funktionen selbst bearbeiten können, sodass der Wegfall eines Teilsystems (abgesehen von Leistungseinbußen) keine Konsequenzen für die Differenzierungsform dieser Gesellschaft hat. Politische, ökonomische oder religiöse Funktionen können also grundsätzlich in jedem Teilsystem – einer Familie, einem Dorf, einem Clan etc. – erbracht werden. Für jedes auftretende Problem – sei es ein Ernteausschlag, die Suche nach Heiratspartnern oder die Ausrichtung von Festen – kann Unterstützung in anderen Teilsystemen gesucht werden, die diese grundsätzlich gewähren können, ohne auf ein bestimmtes Problem spezialisiert sein zu müssen. Das bedeutet auch, dass sich kleinere Teilsysteme zu umfassenderen, größeren Teilsystemen zusammenschließen können, um im Problemfall Unterstützung zu ermöglichen. Die Teilsysteme solcher Gesellschaften sind also funktional gleichartig und ähneln einander auch in struktureller Hinsicht. Diese Differenzierungsform wird vor allem durch symmetrische Reziprozitätsbeziehungen aufrechterhalten: Sobald ein Dorf im Verhältnis zu anderen Dörfern ökonomische Überschüsse produziert, ist es verpflichtet, diese zu teilen und kann im Gegenzug in schlechteren Zeiten wiederum mit Unterstützung rechnen. Dadurch bleiben Ungleichheiten nur vorübergehender Art, sodass die Differenzierungsform der Segmentation längerfristig stabilisiert werden kann und die Ausdifferenzierung von schichtmäßig oder funktional bestimmten Systemen auf evolutionäre Hürden trifft (Martin 2009: 72 ff.).

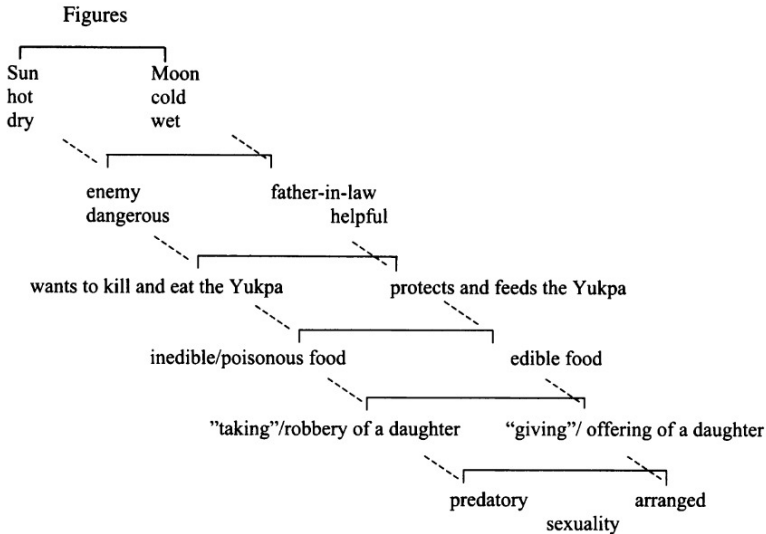
Die Kommunikation in segmentären Gesellschaften basiert primär auf der Bedingung der Anwesenheit und der wechselseitigen Wahrnehmung, sodass sich diese Gesellschaften als Interaktionszusammenhänge mit allenfalls variierender Kontakthäufigkeit beschreiben lassen (Kieserling 1999: 223 ff.). Der Umstand, dass so gut wie jede Kommunikation von Anwesenheit und wechselseitiger Wahrnehmung abhängt, hat unmittelbare Folgen für die kosmologischen Welt- und Selbstbeschreibungen dieser Gesellschaften. Die Klassifikation von Erscheinungen in der Welt muss in Interaktionen plausibel sein und basiert auf *Prototypen*, also auf Begriffen, die nicht durch Dekomposition definierender und isolierbarer Eigenschaften, sondern auf der Grundlage gemeinsam wahrnehmbarer Sonderfälle gebildet werden, die Familienähnlichkeiten mit anderen zu bezeichnenden Dingen der Welt aufweisen. »So wird der Begriff eines Hauses nicht anhand einer Liste spezifischer Merkmale gebildet – Dach, Mauern, Türen und Fenster usw.« (Descola 2011: 156), sondern stattdessen werden Dinge »durch eine schematische

Vorstellung des Gegenstands miteinander verbunden, der ein typisches Haus entsprechen muss« (Descola 2011: 157). Diese Begriffsbildungstechnik verschafft auch Spielräume bei der Bestimmung sozialer Adressen, wodurch eine Kosmologie möglich wird, »die noch keine Kontraktion des Sozialen auf den Bereich des Humanen (geschweige denn: des Kommunikativen) vorsieht. Das heißt: Nicht alle Menschen und nicht nur Menschen gehören dazu und werden als Personen in Anspruch genommen« (Kieserling 1999: 225). Wenn Kommunikation vom Eindruck doppelter Kontingenz abhängt und diese in Interaktionen, also unter der Bedingung wechselseitiger Wahrnehmung, festgestellt werden muss, können phänomenal sehr verschiedene Erscheinungen als Symptome sozialer Adressierbarkeit fungieren, die durch keine sonstigen Kommunikationsbedingungen (etwa: die Erreichbarkeit für schriftliche Kommunikation) eingeschränkt werden.

Vor diesem Hintergrund weitgehender funktionaler Gleichheit bei gleichzeitiger struktureller Ähnlichkeit stellt sich die Frage, nach welchem Vergleichschema die reziproken Beziehungen zwischen Teilsystemen modelliert werden. Die Schemata der Ähnlichkeit und der funktionalen Äquivalenz sind im Hinblick auf die Gesellschaftsstruktur nur von geringem Informationswert, wenn so gut wie alle Probleme in so gut wie allen Segmenten gelöst werden können, und diese Probleme einander strukturell derart ähneln, dass Unähnlichkeiten kaum ins Auge stechen und informativ sein könnten, also Unterschiede wären, die einen Unterschied machen. Ganz anders verhält es sich mit dem Analogieschema. Wie eine Vielzahl ethnografischer Studien gezeigt hat, sind es nämlich primär Analogien, die ausgehend von Basisrelationen wie warm/kalt, feucht/trocken, Sonne/Mond etc. der Welterschließung dienen und Vergleichsmöglichkeiten strukturieren (Descola 2011: 325 ff.). Dabei kommt es nicht auf faktische Wärme oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit der Dinge an, sondern auf die analoge Übertragbarkeit der jeweiligen Basisrelationen. Anstelle vieler anderer ethnografischer Klassifikationsschemata lässt sich dies anhand einer Studie der im Grenzgebiet zwischen Kolumbien und Venezuela lebenden Yukpa zeigen, die Ernst Halbmayer (2004) durchgeführt hat. Das Klassifikationsschema der Yukpa basiert auf einer mythisch überlieferten Sonne/Mond-Relation, die über Analogien für jedes Bezugsproblem (von der Partnerwahl bis zur Nahrungswahl) erwünschte Möglichkeiten mit dem Mond und unerwünschte mit der Sonne assoziiert (vgl. Abb. 1):

Analogien strukturieren demnach Beziehungen, die in der einschlägigen Literatur als negative/balancierte Reziprozität, Prädation/Reziprozität oder als affine/non-affine Beziehungen bezeichnet werden können (Halbmayer 2004: 43). Solche analogen Zuordnungen beruhen jedoch nicht auf ›Metaphern‹ im eigentlichen Sinne, also nicht auf expliziter Übertragung, sondern auf der Annahme, dass diesen Analogiebeziehungen auch substantielle Beziehungen zugrunde liegen. Man verhält sich also nicht nur wie die Sonne zum Mond, sondern teilt mit der

Abbildung 1: Sonne/Mond-Analogien der Yukpa-Kosmologie (Halbmayer 2004: 43)



Sonne und/oder dem Mond auch gemeinsame Substanzen. Die phänomenalen Unterschiede in der Welt beruhen vor allem auf der unterschiedlichen Verteilung dieser Substanzen. Es ist dann kaum überraschend, dass sich Klassifikationssysteme segmentärer Gesellschaften nicht nur auf zwischenmenschliche Beziehungen beschränken, sondern auch nicht-menschliche Elemente umfassen. Genauso wie die segmentäre Differenzierungsform auf ihr eigenes Ergebnis angewendet werden kann und auf eine kontinuierliche Wiederholung des Gleichen hinausläuft (Luhmann 1997: 637), tendieren auch die Kosmologien segmentärer Gesellschaften zur immer weiteren analogen Expansion ihrer Basisrelationen (Descola 2011: 408 ff.).

Auch mit Tieren, Pflanzen, Flüssen, Steinen und Geistern können in diesem analogen Sinne reziproke Beziehungen gepflegt werden. Wenn Menschen beispielsweise auf die Jagd gehen, geschieht dies in Analogie zu Jagdtieren. Gegenüber tierischen Prädatoren verteidigen sie sich oder flüchten analog wie Beutetiere. Dies geschieht vor dem Hintergrund von Kosmologien, die solche reziproken Beziehungen etwa als Stabilisierung eines ökologischen Gleichgewichts beschreiben (Descola 2011: 34 ff.). Reziprozität spielt in segmentären Gesellschaften (und unter Umständen auch in Gesellschaften allgemein) eine elementare Rolle bei der Frage, wer oder was als Kommunikationspartner infrage kommt. Die Antwort ist nicht immer offensichtlich und beschränkt sich nicht nur auf menschliche ›Adres-

sen«, sondern betrifft auch den ökologischen Kontext dieser Gesellschaften (Luckmann 1970).

Funktionale Vergleiche zwischen ähnlichen und unähnlichen Dingen sind ebenso eingeübt in Form des Tauschs als »Beziehung [...] zwischen substituierbaren, da auf derselben ontologischen Ebene liegenden Gliedern« (Descola 2011: 485), bei der »jeder einvernehmliche Transfer von einer Entität auf eine andere eine Gegenleistung erfordert« (Descola 2011: 454), und zwar »gleichgültig, ob sie dem Wert der erhaltenen Sache entspricht oder nicht« (Descola 2011: 459).⁷ Abgesehen von der Äquivalenz der Glieder und Tauschgüter kann auch der funktionale Aspekt eines solchen Tauschs ökonomischer Art sein oder der Pflege sozialer Beziehungen dienen. Daher kann man annehmen, dass entweder ein Problem zugleich auch das andere löst oder dass die Komplexität erhöht werden kann, indem derselbe Tauschvorgang aus verschiedenen funktionalen Perspektiven betrachtet wird, ohne dass dafür gesellschaftliche Teilsysteme differenziert werden müssen. Den kosmologischen Hintergrund für solche Substitutionsvorgänge bilden dennoch auf Analogien basierte Vergleiche. In diesem Sinne argumentiert auch Lévi-Strauss (1955: 442), der diese These in Form einer allgemeinen »kanonischen Formel« festhält: $f_x(a) : f_y(b) \cong f_x(b) : f_a - 1(y)$. Diese basiert also auf der Annahme eines primär analogen Vergleichs von Funktionen, die in zweiter Linie den Vergleich funktional austauschbarer Äquivalente strukturieren, etwa nach dem Schema »(Gruppe a) : (Gruppe b) :: (Art Bär) : (Art Adler)« (Lévi-Strauss 1981: 197).

Insgesamt lässt sich beobachten, dass segmentäre Gesellschaften alle drei Schemata des Vergleichs kennen und praktizieren. Die Analogie übernimmt jedoch eine Führungsrolle, da sie auch durch die Gesellschaftsstruktur nahegelegt wird, während Ähnlichkeit und funktionale Äquivalenz eher als kosmologische »Stützen« fungieren. Bereits hier zeigt sich, dass die Anwendung dieser Schemata nicht von der kognitiven Leistungsfähigkeit oder Entwicklungsstufe der Menschen abhängt, sondern primär vom Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Differenzierungsformen, das sich nicht adäquat in Stufenmodellen abbilden lässt.⁸ Ob sich dieser Befund weiter erhärten lässt, kann nur der Vergleich mit stratifizierten und funktional differenzierten Gesellschaften zeigen.

7 Descola (2011: 451 ff.) legt dem Tauschbegriff eine andere Terminologie und Systematik zugrunde, indem er elementare Beziehungsmodi vom Reziprozitätsbegriff entkoppelt und sie entlang zweier Achsen, nämlich Symmetrie und Ähnlichkeit zwischen äquivalenten Gliedern, ordnet.

8 Das schließt die Beobachtung von Steigerungsverhältnissen oder Verfallserscheinungen nicht aus. Das Problem eindimensionaler Stufenmodelle liegt nur darin, beide Möglichkeiten nicht gleichzeitig abbilden zu können.

3.2 Ähnlichkeit in stratifizierten Gesellschaften

Stratifizierte Gesellschaften sind in der Regel in mindestens zwei, oft jedoch drei Teilsysteme differenziert, die sich im Gegensatz zu segmentären Gesellschaften nicht gleich, sondern – als Schichten – ungleich zueinander verhalten. Die Ungleichheit zwischen diesen Schichten basiert auf situationsübergreifenden Statusunterschieden der Angehörigen einer jeweiligen Schicht, die in der Kommunikation unabhängig vom Thema oder Problem berücksichtigt werden müssen (Giesen 1991: 189 ff.). In der Kommunikation hängen die Durchsetzungschancen also primär von der Schichtzugehörigkeit einer Person ab. Personen, die einer höheren Schicht angehören, können normativ darauf bestehen und mit sozialer Unterstützung dafür rechnen, dass ihre Weltsicht vorrangig behandelt wird, und Angehörige unterer Schichten das Nachsehen haben (Collins 2000: 36 f.). Trotz dieser primären hierarchischen Differenzierung verschwinden die anderen Formen der Differenzierung nicht, sondern äußern sich beispielsweise in segmentierten Familien innerhalb der Schichten oder annähernd funktional ausdifferenzierten Rollen, deren Besetzung ebenfalls von der Schichtordnung begrenzt wird.

Darüber hinaus sind stratifizierte Gesellschaften im Vergleich zu segmentären Gesellschaften durch eine größere räumliche und zeitliche Distanzierung gekennzeichnet und können vor allem durch politische Zentralisierung und Schriftgebrauch weit entfernte Regionen und große Bevölkerungsgruppen integrieren. In diesen Gesellschaften basieren Kommunikationsnetzwerke immer weniger auf direkter persönlicher Bekanntschaft oder Verwandtschaft. Die Kommunikation ist aber auch nicht überwiegend unpersönlich und anonym, sondern wird vor allem durch relativ hohe schichtbasierte Kontaktschwellen und -ungleichheiten strukturiert. Die Kontaktnetze in den ländlichen Gebieten und Unterschichten haben wenig gesamtgesellschaftliche Bedeutung und bleiben lokal begrenzt, während die Oberschicht vor allem durch weitreichende Kontakte gekennzeichnet ist, über die beispielsweise Heiratspartner und Luxusgüter bezogen werden (Holzer 2011: 54). Darüber hinaus sind Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Schichten so gut wie ausgeschlossen, und regelmäßige Kontakte zwischen den Schichten beschränken sich auf Patron-Klienten-Beziehungen (Eisenstadt/Roniger 1984) und Dienstverhältnisse in Haushalten (Saller 1987). Trotz der verschiedenen Dimensionen, die diese Gesellschaften annehmen können, sind sie im Wesentlichen »Anwesenheitsgesellschaften« (Schlögl 2014), in denen Schicht-, Rang- und Statusunterschiede in der Kommunikation unter Anwesenden, also unter der Bedingung gegenseitiger Wahrnehmung, geltend gemacht werden müssen. Dies betrifft sowohl die schichtübergreifende Kommunikation mit einer weitgehend illiteraten Unterschicht als auch die Interaktion in den Oberschichten, in denen gesamtgesellschaftlich bedeutsame Kommunikation stattfindet, die in Zentren (Höfen oder Städten) räumlich und zeitlich verdichtet wird (Luhmann 1980). Um die Existenz von schichtspezifischen Unterschieden

angemessen zu verdeutlichen, müssen wahrnehmbare Zeichen, Statussymbole und körperliche Distinktionspraktiken verwendet werden, die die Statusverhältnisse in der Interaktion anzeigen, ohne dabei explizit thematisiert zu werden (Dalož 2010: 61 ff.). Um diese Unterschiede zu stabilisieren, werden entsprechende Zeichen rechtlich kodifiziert, z. B. durch Kleiderordnungen, um Klarheit zu schaffen und Nachahmung zu unterbinden (Bohn 2000: 123 f.). Ansonsten gilt jedoch, dass die Unterschiede zwischen den Schichten stillschweigend vorausgesetzt und nicht thematisiert werden sollten. Sie bilden in der Idealvorstellung von Zeitgenossen den Gegenstand der Kognition und nicht der Kommunikation; sie sollen erkannt und nicht erklärt werden (Youssef 2021a: 145 f.).

Wenn diese Darstellungen der Struktur stratifizierter Gesellschaften zutreffen, beschreiben sie gleichzeitig die sozialen Bedingungen für den Einsatz von Vergleichsschemata in den Kosmologien dieser Gesellschaften. In Anlehnung an Georg Simmel (1890: 45–69) kann zunächst eine Ausweitung der sozialen Kreise und eine zunehmende Heterogenisierung der Lebens- und Kommunikationsbedingungen festgestellt werden. Über Simmel hinaus können diese Bedingungen jedoch auf eine primär stratifizierte Gesellschaftsstruktur zurückgeführt werden, die beides ermöglicht und weitere Differenzierungsformen in Beziehung setzt. In diesem Zusammenhang lässt sich auch die kosmologische Bedeutung von Ähnlichkeiten bestimmen. Diese sind nicht abstrakter als Analogien, aber der Schematismus der Ähnlichkeit vereint drei Aspekte, die ihn als besonders geeignet für hierarchische Beziehungen auszeichnen, nämlich Anschaulichkeit, Steigerbarkeit und Transitivity.

Die Anschaulichkeit von Ähnlichkeiten ist ein wichtiger Aspekt, da in hierarchischen Gesellschaften Statusunterschiede, wie bereits erwähnt, unter Bedingungen gegenseitiger Wahrnehmung dargestellt werden müssen. Dadurch wird die Kommunikation von der ständigen Erklärung dieser Unterschiede entlastet und kann sich auf andere Themen konzentrieren. Gleichzeitig können Relationen jedoch weniger beliebig und ad hoc hergestellt werden als in egalitären Gesellschaften. Sie müssen situationsübergreifend und konsistent geordnet werden. Obwohl die primären gesellschaftlichen Unterschiede in Interaktionen wahrgenommen und wahrscheinlich an Prototypen orientiert werden, erzeugen die Anforderungen schriftlicher Überlieferung neue Konsistenzprobleme, die sich auf die Kommunikation auswirken, ohne eine gemeinsame Wahrnehmung voraussetzen zu können. Texte können schließlich nicht auf einen König zeigen, um ihn zu bestimmen, sie müssen ihn definieren, und zwar anhand von isolierbaren und zu erfüllenden Merkmalen, die trotz wechselnden Personals stabil gehalten werden können. Dies erfordert Techniken der Begriffsbildung, die auf *Gattungen* aufbauen, zwischen denen Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten analytisch anhand isolierbarer Merkmale festgestellt werden, um sie zueinander in (hierarchische) Beziehungen zu setzen (Ong 2002: 101 ff.). Anders als beim Analogieschema kommt es dabei weniger auf die Gleichheit von Relationen bei aus-

tauschbaren Entitäten an, sondern auf Kontrasteffekte zwischen ähnlichen und unähnlichen Entitäten, aus denen Statusdifferenzen abgelesen werden können. Eine Hierarchie erfordert also durchgehende Assoziationen, und zwar ausgehend von einem Bezugspunkt, nämlich der Spitze, von der aus sich Ähnlichkeiten abstufen lassen. Dies gewährleistet in umgekehrter Richtung die Steigerungsfähigkeit der Ähnlichkeit zu immer weiterer ›Vollkommenheit‹, also die Zunahme von Attributen, die man mit einer Spitze gemeinsam haben kann, oder eben nicht, und sich deshalb mit niederen Positionen begnügen muss (Lovejoy 1936). Diese Funktion lässt sich gedanklich zu abstrakten Begriffen wie *ma'at* (Assmann 2017), *dao* (Feuchtwang 2014: 118 ff.) oder *ordo* (Krings 2015) steigern. Diese Ideale können (wie auch konkretere Götter) in Form gesellschaftlicher Spitzenpositionen verkörpert werden. Sie dienen dann als Bezugspunkte der hierarchischen Assoziation weiterer sozialer Positionen und der (zumeist tautologischen) Erklärung der Gesamtordnung der Welt (Luckmann 1991: 88 ff.). Außerdem ist eine auf Ähnlichkeiten basierende Kosmologie insofern mit einer Hierarchie kompatibel, als auch Ähnlichkeiten transitiv zueinander geordnet werden können: Wenn ein Bauer einem Duodezfürsten untergeordnet ist, und ein Duodezfürst einem Kaiser untergeordnet ist, dann ist der Bauer auch dem Kaiser untergeordnet, was sich vor allem anhand der immer weiter abnehmenden Ähnlichkeit bzw. Entfernung vom kosmologischen Ideal widerspiegeln und veranschaulichen lässt. Zugleich stellt die Ähnlichkeit als *Unschärferelation* sicher, dass eine soziale Position nicht mit zwei gleichen Personen besetzt werden kann – was auch den typischen Anlass für Rangkonflikte darstellt (Youssef 2021b). Schichtunterschiede sind in diesen Gesellschaften also nicht zwingend Vergleichsschwellen und Rangvergleiche insofern nicht per se problematisch (so aber Steinmetz 2015: 112 ff.; vgl. Heintz 2016: 309 ff.). Zum Problem werden Rangvergleiche nur, wenn sie eine Substitutionskonkurrenz, also: eine Äquivalenzbeziehung, implizieren, während sie ansonsten die Beobachtung von Schichtdifferenzen überhaupt erst ermöglichen.

Dennoch lassen sich in den Kosmologien stratifizierter Gesellschaften neben dem fundierenden Schema der Ähnlichkeit auch Analogien und Äquivalenzbeziehungen finden. So haben Analogien eine besondere Funktion im Hinblick auf Oberschichteninteraktionen über gesellschaftliche Grenzen hinweg, indem sie mehrere Hierarchien parallelisieren und anzeigen, mit wem man (annähernd) auf Augenhöhe kommunizieren kann (vgl. Youssef 2021a: 169). Man kann mit ›barbarischen‹ Oberhäuptern Kontakte pflegen und ihnen Königstitel zuweisen, die letztendlich dazu dienen, die eigene Herrscherwürde hervorzuheben (Hinderaker 1996), oder sich als ›Sultan unter den Hindus‹ bezeichnen, um auch vom muslimischen Sultan anerkannt zu werden, ohne dessen Herrscherwürde infrage zu stellen (Wagoner 1996). Und Athener können ihre Beziehungen zu anderen Stadtstaaten mit ihren eigenen internen Beziehungen analogisieren (Low 2007: 151 ff.). Es zeigt sich mithin jener von Georg Simmel (1890: 45 ff.) beschriebene

Effekt, dass bei der Entstehung mehrerer paralleler Hierarchien die jeweiligen Spitzen miteinander viel mehr Ähnlichkeiten aufweisen als mit ihren eigenen Untergeordneten und dass sie ihre Kontakte dementsprechend ausrichten (vgl. Subrahmanyam 2012). Das gilt im übertragenen Sinne auch für die Identifikation von Hierarchien in der ökologischen Umwelt dieser Gesellschaften, sodass sich die Spitze einer gesellschaftlichen Hierarchie mit anderen tierischen, astrologischen oder metallurgischen Spitzenpositionen vergleichen und sich mit Löwen, der Sonne und Gold assoziieren kann – ohne von diesen ernsthafte Substitutionskonkurrenz befürchten zu müssen (Singh 2017: 390). Das Analogieschema dient somit der Plausibilität des Ähnlichkeitsschemas und dessen Amalgamierung mit einer hierarchischen Ordnung, blockiert aber zugleich Äquivalenzbeziehungen mit anderen kosmologisch projizierten Hierarchien in der Umwelt der eigenen Gesellschaft.⁹

Äquivalenz- bzw. Substitutionsbeziehungen gibt es aber in anderen Hinsichten. In religiösen Kontexten substituieren Symbole den kommunikativen Zugriff auf Unvertrautes, indem sie die Differenz vertraut/unvertraut als Einheit behandeln und in eine vertraute und handhabbare Form bringen, sodass sie jene Funktion einnehmen, die in segmentären Gesellschaften von Tabus erfüllt wird (Luhmann 1997: 235). In diesem Sinne sind auch Tieropfer als Substitut für menschliche bzw. persönliche Opfer zu verstehen, wobei es sich in der Regel um domestizierte Tiere handelt, die dem Menschen am nächsten stehen (Descola 2011: 340 f.; Girard 1977: 2 ff.). Mit der Institutionalisierung von Ämtern wird auch die Vorstellung einer ›leeren‹ Stelle in der Welt geschaffen, die mit austauschbaren Amtsträgern besetzt werden kann (Luhmann 2017: 407 ff.). In einer funktional differenzierten Gesellschaft spielen Vergleiche zwischen Äquivalenten hingegen eine vorrangige Rolle, da Funktionen selbst zum Fokus der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme werden.

3.3 Äquivalenz in der funktional differenzierten Weltgesellschaft

Die gegenwärtige Gesellschaft kann primär als funktional differenziert beschrieben werden, da ihre Teilsysteme entlang von Problemen differenziert sind, die als Bezugspunkte des Austauschs äquivalenter Lösungen fungieren (Luhmann 2017: 802–816). Politik, Wirtschaft, Recht, Religion, Wissenschaft usw. sind in diesem Sinne funktionale Gesichtspunkte für die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme, die den Vergleich und Austausch äquivalenter Lösungen

9 In Descolas Typologie werden Fälle stratifizierter Gesellschaften beschrieben, die sich durch eine analogistische Kosmologie auszeichnen würden (Descola 2011: 337 ff.). Demgegenüber wird hier die Auffassung vertreten, dass Analogien in stratifizierten Gesellschaften eine aus dem Ähnlichkeits- bzw. Hierarchieschema abgeleitete Funktion erfüllen.

beobachtbar machen. Unter dem Bezugsproblem der Politik, kollektiv verbindliche Entscheidungen zu treffen, können Regierungsformen, Parteiprogramme, Verfahren, Personal und Entscheidungen als Lösungen betrachtet werden, die prinzipiell durch andere Lösungen ersetzt werden können. Umgekehrt kann ein soziales Problem aus verschiedenen funktionalen Perspektiven betrachtet und je nach Funktionssystem in unterschiedliche Problemzusammenhänge eingebunden sein. Beispielsweise bieten Funktionssysteme in Bezug auf die ökologische Umwelt gesellschaftsweit institutionalisierte und universalisierte Perspektiven, die den Klimawandel als möglichen Anlass für den Austausch politischer Programme, rechtlicher Entscheidungen, wissenschaftlicher Theorien oder erzieherischer Maßnahmen beobachtbar machen (Luhmann 2004). Funktionen ermöglichen also die Relationierung sehr heterogener Dinge. Als Bezugspunkte für die Ausdifferenzierung sozialer Systeme sind sie jedoch in dem Sinne exklusiv, dass Funktionssysteme selbstsubstitutive Ordnungen darstellen, die sich dadurch reproduzieren, dass Kommunikationen und Strukturen nur durch äquivalente Elemente ersetzt werden können, die sich auf dieselbe Funktion beziehen lassen. Ein Gebet ist beispielsweise kein funktionaler Ersatz für die politische Funktion der Stimmabgabe bei einer Wahl. Die Wahl hingegen kann durch funktionale Äquivalente wie Erbämter oder die Ermordung politischer Konkurrenten ersetzt werden, wenn das Problem in der Besetzung politischer Spitzenpositionen liegt.

In gewisser Hinsicht sind die Grenzen von Funktionssystemen also auch Vergleichsschwellen: »Eingeworbene Drittmittelgelder werden universitätsweit verglichen, aber (noch) nicht mit den Gewinnen von Unternehmen verrechnet, und Sportler werden anhand ihrer Siege untereinander verglichen, aber (noch) nicht mit den Preisträgern in Konzertwettbewerben« (Heintz 2016: 306). Dennoch sind funktionsübergreifende Vergleiche keineswegs unwahrscheinlich oder selten. So gibt es etwa funktionsübergreifende Rangvergleiche zwischen den Eliten von Funktionssystemen, die aber nur im Analogieschema durchgeführt werden können, weil die Funktionen dieser Eliten inkommensurabel sind und nicht in eine transitive Rangordnung zueinander gebracht werden können (Keller 1963: 123 ff.). Auf der Ebene der Programme von Funktionssystemen kommen ebenso funktionsübergreifende Vergleiche vor, sodass man etwa bei partizipativen Rechtsverfahren zwischen eigentlich inkommensurablen ökonomischen, politischen oder wissenschaftlichen Interessen vergleichen und abwägen muss (Bora 1999). Auf der Ebene der gesellschaftlichen Semantik äußert sich das vor allem in Reflexionsbegriffen der Kausalität, des Risikos und der Folgenabschätzung (Luhmann 1991).

Die Grenzen funktional differenzierter Teilsysteme stellen im Vergleich zu Segmenten oder Schichten also nicht Kontaktschwellen dar, im Gegenteil: Viele Probleme erfordern die Berücksichtigung unterschiedlicher funktionaler Perspektiven und Rollenbeziehungen, deren Integration fallweise gelingen oder

misslingen mag, aber in Form von Programmen, strukturellen Kopplungen und wechselseitigen Leistungsbeziehungen gesellschaftlich vorstrukturiert ist. Die Grenzen der Funktionssysteme sind vor allem Problemlösungs- und Kompetenzschwellen, insofern ein Problem erst in die Binnensprache (oder: den Code) eines jeweiligen Funktionssystems übersetzt werden muss. Diese Binnensprache, sowie entsprechende symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien und Leistungs-, Publikums- und Laienrollen ermöglichen im Prinzip weltweite Kontakte, für die kaum noch Personenkenntnis, dafür aber eine minimale ›Funktionskenntnis‹ vorausgesetzt werden muss. Kommunikation kann also im Normalfall auf entsprechend spezifizierte Intentionen reduziert werden und moralische Kontaktschwellen werden auf Formen der *civil inattention* bzw. auf Indifferenz und Minimalsympathie reduziert (Stichweh 2009). Dem entspricht eine Semantik des ›Menschen‹ bzw. der ›Menschheit‹, die zwar einerseits als Gattungsbezeichnung fungiert, andererseits aber auch eine zuvor nicht vorhandene Äquivalenz von menschlichen Kommunikationspartnern postuliert, und damit schicht- und kulturbedingte Kontakt- bzw. Vergleichsschwellen relativiert (Steinmetz 2015: 112 ff.). Die funktional differenzierte Gesellschaft ist damit auch *Weltgesellschaft*, insofern die grundsätzliche Adressierbarkeit von fremden Menschen nicht fraglich und erkenntnisbedürftig ist, sondern vorausgesetzt wird. Kontakte können dann unter einer »Normalitätshypothese« eingeleitet werden, mithin »unter der Voraussetzung, dass es nur um spezifische Intentionen geht und nichts weiter los ist« (Luhmann 1975: 54). Die weltweite Expansion eines Erziehungssystems (Meyer et al. 1992) ermöglicht die praktisch hinreichend gesättigte Annahme, dass ein Minimum erforderlichen Interaktionswissens für den globalen Verkehr nicht mehr kettenförmig verbreitet werden muss, sondern potenziell global verfügbar und auch in anonymer, unpersönlicher Kommunikation unterstellbar ist. Dazu tragen vor allem auch Massenmedien bei, die außerdem räumlich, sachlich und zeitlich heterogenste Sachverhalte unter dem Gesichtspunkt ihres Informationswerts zusammenführen und damit ansonsten unwahrscheinliche Vergleiche wahrscheinlicher machen (Heintz/Werron 2011). Massenmedien erleichtern darüber hinaus die Diffusion und globale Angleichung institutioneller Praktiken. Aber die vom Neo-Institutionalismus beobachteten oberflächlichen Ähnlichkeiten von Institutionen, mit ihren durchaus unähnlichen und heterogenen ›Hinterbühnen‹, sind in diesem Sinne nur Erlebnishilfen in einem Weltverkehr, der sich an abstrakten Funktionen und am Gebrauch schnell identifizierbarer Codes und symbolisch generalisierter Medien orientiert.

Ein anderes Medium der Abstraktion und des Vergleichs sehr heterogener Sachverhalte stellt die Quantifizierung dar (Espeland/Stevens 2008; Heintz 2010). Indem sie die verglichenen Einheiten qualitativ unbestimmt lässt, ermöglicht sie den Vergleich unähnlicher Phänomene, ohne auf lebensweltliche Plausibilitäten Rücksicht nehmen zu müssen – und ist damit ein funktionales

Äquivalent des funktionalen Vergleichs (Luhmann 2017: 1028 f.). Quantifizierung ermöglicht aber auch, wie man im Anschluss an Marion Fourcarde (2022: 11 ff.) sagen kann, kardinale Vergleichsurteile. Der quantitative Vergleich zwischen unterschiedlichen Klassen von Objekten kann in die Bewertung derselben übersetzt werden, sodass man entweder Seltenheit schätzt oder quantitatives Wachstum schon als solches befürworten kann.

In einer funktional differenzierten Gesellschaft können diese unterschiedlichen Operationen des funktionalen und kardinalen Vergleichs zusammengeführt werden, was sich vor allem anhand von Leistungsvergleichen beobachten lässt (Dorn/Tacke 2018). Die Funktion eines Funktionssystems ist dann ein gesellschaftlicher Gesichtspunkt des Vergleichs der Leistungen von funktional austauschbaren Personen und Organisationen, die nicht nur quantitativ gemessen, sondern etwa in Form von Rankings auch in ordinale und transitive Beziehungen gebracht werden können (Espeland/Sauder 2007; Fourcade 2022: 13 ff.). Was die Ähnlichkeit in stratifizierten Gesellschaften für Rangordnungen leistet, übernimmt in modernen Rankings die Genauigkeit der Quantifizierung. Dadurch können numerische Differenzen bis in Nachkommastellen präzise erfasst werden, sodass Gleichheit (und damit: die mehrfache Besetzung derselben Position) zum unwahrscheinlichen Ausnahmefall wird.

Das Ergebnis ist jedoch, zumindest im Hinblick auf Karrieren, keine gerechtere oder optimale Verteilung im Sinne eines Meritokratie-Modells. Leistungsvergleiche lassen sich nämlich zunächst kaum isoliert vom Kontext einer Funktion betrachten. Dies äußert sich erstens darin, dass sich karrieremäßige Aufstiege in der Regel nicht als Leistungssteigerung in einer Dimension vollziehen, in der man durch immer bessere wissenschaftliche Leistung zum Rektor wird. Stattdessen kommen heterogene und inkommensurable Funktionen hinzu, wie etwa die Übernahme von Personalverantwortung und die Außendarstellung von Organisationen. Typischerweise stellt dann etwa die wissenschaftliche Qualifikation keine geeignete Vorbereitung für administrative Aufgaben dar, während jene nur zu Lasten der wissenschaftlichen Leistung erfüllt werden können. Darüber hinaus ist Leistung eine Beziehung zwischen Systemen, sodass beispielsweise das Erziehungssystem für andere Funktionssysteme ausbildet und individuelle Leistungen auch im Hinblick auf zukünftige, noch nicht erbrachte Leistungen vergleicht, ohne die Kriterien der gesellschaftlichen Umwelt selbst operationalisieren zu können. Umgekehrt verwenden andere Funktionssysteme bzw. deren Organisationen Bildungszertifikate weniger als Beleg für Qualifikationen, sondern vor allem als Beleg für die Bereitschaft zur Mehrleistung und setzen sie in diesem Sinne als Beförderungsschwellen ein (Itschert 2013, 2018). Schließlich kann keine Leistung sinnvoll verglichen werden, ohne konstante oder askriptive Merkmale zu berücksichtigen. Daher wird das meritokratische Ideal leistungsbezogener Fungibilität durch Humandifferenzierungen nach Alter, Geschlecht, Ethnizität usw. regelmä-

ßig konterkariert, die in dieser Hinsicht bedeutende Schwellen des Leistungsvergleichs darstellen (Hirschauer 2021).

Wenn diese Darstellungen des Vergleichs in der funktional differenzierten Gesellschaft zutreffen, können die folgenden, abschließenden Überlegungen auf die Soziologie selbst bezogen werden. Denn die Soziologie beobachtet nicht nur Gesellschaft und Vergleiche, sondern vollzieht sie selbst mit.

4. Ausblick: Soziale und soziologische Vergleiche

Das Problem und die möglichen Lösungen von Vergleichen lassen sich am besten zeigen, wenn man Vergleiche auf sich selbst anwendet. In diesem Sinne wurde der Vergleich selbst einer funktional vergleichenden Analyse unterzogen und sein Bezugsproblem in einem Überschuss an sinnhaften Verweisungsmöglichkeiten identifizierter Sinngegenstände gesehen. Der Vergleich löst dieses Problem durch eine Gleichheitsunterstellung, die es ermöglicht, in einer bestimmten Hinsicht von Unterschieden abzusehen. Vergleichsverbote, Technik und Systemdifferenzierung sind äquivalente Lösungen dieses Problems, mit ihren je eigenen Folgeproblemen. Die Folgeprobleme des Vergleichs liegen einerseits in der Ermittlung von Vergleichsgesichtspunkten angesichts fremder, noch unbestimmter Sachverhalte, in der Kontingenz weiterer möglicher Vergleichshinsichten und in der Einschränkung durch lebensweltliche Plausibilitäten. Für jedes dieser Folgeprobleme lässt sich ein Vergleichsschema angeben, das das jeweilige Problem (wiederum mit Folgeproblemen) löst. Analogien ermöglichen die Ermittlung von Vergleichsgesichtspunkten zwischen vertrauten und unvertrauten Sachverhalten durch die Gleichsetzung von übertragbaren Relationen. Ähnlichkeiten reproblematisieren Gleichheitsunterstellungen und operationalisieren sie unter dem Vorbehalt weiterer möglicher Vergleichsgesichtspunkte. Äquivalenzen reduzieren die Voraussetzung von Gleichheitsbeobachtungen durch Reduktion auf ein Problem, auf welches hin ähnliche und unähnliche Gegenstände verglichen werden können. Anhand dieser funktionalen Bestimmung lassen sich Problemzusammenhänge zwischen Vergleichsschematismen und Formen gesellschaftlicher Differenzierung angeben, die dazu führen, dass die Kosmologien segmentärer Gesellschaften auf Analogien, jene von stratifizierten Gesellschaften auf Ähnlichkeiten und jene der funktional differenzierten Gesellschaft auf Äquivalenzen beruhen. Dabei versteht es sich von selbst, dass solche gesellschaftlichen Kosmologien nicht unmittelbar auf die ›Praxis‹ durchschlagen, sondern semantisch anspruchsvolle, hochgeneralisierte Sinnbestände darstellen, die in der Gesellschaft Möglichkeiten der Weltbeschreibung strukturieren (Stichweh 2000). Wenn sich diese durchaus abstrakten Problemzusammenhänge zwischen Differenzierungsformen und semantischen Vergleichsschematismen aber als tragfähig erweisen, was ausführlichere und detailliertere Studien zu zeigen

hätten, müssten sie sich auch auf anderen Ebenen sozialer Differenzierung und in anderen sozialen Systemen wiederfinden lassen. Außerdem ließe sich anhand der hier dargestellten Schematismen zugleich auch die Frage nach evolutionären Übergängen sowie nach den möglichen Abstraktionsgraden von Vergleichen neu stellen und im Vergleich mit anderen sozialen Kontexten prüfen.

Das gilt aber auch für die Soziologie des Vergleichs selbst. Sofern sie Vergleiche anstellt, fällt nämlich auf, dass es sich überwiegend um Typen- bzw. Gattungsvergleiche handelt, die etwa Vergleiche mit Klassifikationen, Analogien und Listen (Heintz 2016), oder nominale, kardinale und ordinale Vergleiche (Fourcade 2022), oder Ratings und Rankings (Esposito/Stark 2019) miteinander vergleichen. In einem größeren interdisziplinären Diskurszusammenhang zum Thema findet man Typologien von Vergleichssätzen (Steinmetz 2015: 88 ff.) oder Merkmale und Formen des Vergleichs als Typus einer »Praxis« (Davy et al. 2019; Grave 2015). Als Funktion von Vergleichen wird entweder Ordnung (Heintz 2016) oder Orientierung (Berg 2011; Esposito/Stark 2019) angegeben und damit ein Vergleichshorizont aufgespannt, der viel weiter reicht als die dann verglichenen ähnlichen oder kategorial verwandten Sachverhalte – sofern man die Funktion nicht etwa auf die Wissenschaft beschränkt und sie dann (naheliegend) im Erkenntnisgewinn sieht (Zima 2011). Schließlich wird – ohne Prüfung verfügbarer Alternativen – in der Idealtypenkonstruktion »das methodische Vergleichsinstrument der verstehenden Soziologie« (Raab 2011: 98, Hervorh. i. O.) schlechthin gesehen.

Dieses dominierende Interesse an kategorialen Typen- bzw. Gattungsvergleichen spiegelt sich aber auch in der Wahl der empirisch untersuchten Vergleiche wider. Auch hier gilt die Aufmerksamkeit Vergleichen, die, etwa in Form von Ratings oder Rankings, kategorial Gleiches oder zumindest Ähnliches miteinander vergleichen, sodass man Differenzen und Heterogenitäten nur in einem relativ begrenzten Kontrastbereich feststellen kann. So verdichtet sich der Eindruck einer Vergleichsforschung, deren Abstraktionsgrad nicht den eigentlich gesellschaftlich verfügbaren und praktizierten Möglichkeiten entspricht. Schon jeder alltägliche Vergleich von Mitteln für einen Zweck oder von Folgen einer Entscheidung sprengt den Vergleich des anschaulich Ähnlichen oder gattungsmäßig Gleichen, der bislang nicht nur den primären Gegenstand, sondern auch die bevorzugte Methode der Soziologie des Vergleichs darstellt. Das gilt jenseits der Vergleichssoziologie auch für einen sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs, der sich unter anderem Ähnlichkeitsoptiken bedient, um »vermeintlich« scharfe als »eigentlich« unscharfe Differenzen – sei es zwischen Kulturen oder zwischen Natur und Kultur – zu reproblematisieren (Bhatti et al. 2015; Descola 2011). Dabei gibt es vergleichende Methoden, die Grenzen und Differenzen nicht in Ähnlichkeiten, sondern in Funktionen auflösen und dem Vergleich mit unähnlichen, heterogenen Äquivalenten aussetzen können. Sie ermöglichen damit kontraintuitive Perspektiven, die sich nicht in der lebensweltlichen Betrachtung

tung einer ›eigentlich‹ hybriden Welt und der Kritik an Differenzierungs- und Reinigungspraktiken der ›Modernen‹ erschöpfen. Vielmehr können sie Abstraktionsleistungen der modernen Gesellschaft überbieten und über Systemgrenzen und -typen hinweg möglichst heterogene Lösungen eines Problems miteinander relationieren.

Die Methode des funktionalen Vergleichs müsste indes auch für die Systemtheorie revitalisiert werden, die sich seit ihrer ›autopoietischen Wende‹ vor allem für Spezialfälle funktionaler Selbstsubstitution interessiert und Vergleiche über Systemgrenzen hinweg allenfalls über Analogien herstellt. Sollte es eine ›nächste Gesellschaft‹ geben, wäre die Systemtheorie besser für sie gewappnet, wenn sie Lösungen gesellschaftlicher Probleme nicht nur innerhalb, sondern etwa über den Umweg der Materialität auch außerhalb der Gesellschaft vergleichen und rekonstruieren kann (vgl. Latour 1996). Sie würde sich indes nicht mit dem funktionalen (oder Gattungs-)Vergleich zwischen austauschbaren oder ähnlichen Menschen und Computern zufriedengeben, da dies Vergleiche sind, die gesellschaftlich längst praktiziert werden. Stattdessen wäre (notfalls über den Umweg der Kreativität) nach Äquivalenzbeziehungen zwischen heterogenen Phänomenen zu suchen, für die es noch keine strukturellen oder semantischen Korrelate gibt, um kontraintuitive Perspektiven und damit: soziologische Sacheinsichten zu gewinnen. Eine solche vergleichende Methode ist jedoch nicht an die Systemtheorie gebunden. Sie kann diesen Theoriehintergrund auch durch andere substituieren (Jetzkowitz et al. 2003). Die hier angestellten Überlegungen haben sich dennoch der Kombination von Systemtheorie und funktionaler Analyse bedient und versucht, für die Soziologie des Vergleichs Alternativen aufzuzeigen. Sie setzen sich damit nun selbst dem Vergleich aus.

Literatur

- Assmann, Jan (2017): *Ma'at. Gerechtigkeit und Unsterblichkeit im Alten Ägypten*. München: C. H. Beck.
- Bateson, Gregory (1979): *Mind and nature. A necessary unity*. New York: Dutton.
- Berg, Stefan (2011): »Vergleichsweise orientiert. Eine orientierungstheoretische Betrachtung«. In: Mauz, Andreas / Sass, Hartmut von (Hg.): *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 277–303.
- Bhatti, Anil / Kimmich, Dorothee / Bangert, Sara (Hg.) (2015): *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Bohn, Cornelia (2000): »Kleidung als Kommunikationsmedium«. In: *Soziale Systeme* 6(1), S. 111–135.
- Bora, Alfons (1999): *Differenzierung und Inklusion. Partizipative Öffentlichkeit im Rechtssystem moderner Gesellschaften*. Baden-Baden: Nomos.
- Collins, Randall (2000): »Situational Stratification. A Micro-Macro Theory of Inequality«. In: *Sociological Theory* 18(1), S. 17–43.
- Daloz, Jean-Pascal (2010): *The sociology of elite distinction. From theoretical to comparative perspectives*. New York: Palgrave Macmillan.

- Davy, Ulrike / Grave, Johannes / Hartner, Marcus / Schneider, Ralf / Steinmetz, Willibald (2019): *Grundbegriffe für eine Theorie des Vergleichens. Ein Zwischenbericht*. Working Paper des SFB 1288. Vol. 3. Bielefeld: Universität Bielefeld, SFB 1288.
- Descola, Philippe (2011): *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Dorn, Christopher / Tacke, Veronika (Hg.) (2018): *Vergleich und Leistung in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Eisenstadt, Shmuel N. / Roniger, Luis (1984): *Patrons, clients, and friends. Interpersonal relations and the structure of trust in society*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Espeland, Wendy N. / Sauder, Michael (2007): »Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds«. In: *American Journal of Sociology* 113(1), S. 1–40.
- Espeland, Wendy N. / Stevens, Mitchell L. (2008): »A Sociology of Quantification«. In: *European Journal of Sociology* 49(3), S. 401.
- Esposito, Elena / Stark, David (2019): »What's Observed in a Rating? Rankings as Orientation in the Face of Uncertainty«. In: *Theory, Culture & Society* 36(4), S. 3–26.
- Feuchtwang, Stephan (2014): »Coordinates of body and place: Chinese practices of centring«. In: Abramson, Allen / Holbraad, Martin (Hg.): *Framing cosmologies. The anthropology of worlds*. Manchester: Manchester University Press, S. 116–133.
- Foucault, Michel (1990): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fourcade, Marion (2022): *Zählen, benennen, ordnen. Eine Soziologie des Unterscheidens*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Giesen, Bernhard (1991): *Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Girard, René (1977): *Violence and the sacred. René Girard*. Baltimore / London: John Hopkins University Press.
- Grave, Johannes (2015): »Vergleichen als Praxis. Vorüberlegungen zu einer praxistheoretisch orientierten Untersuchung von Vergleichen«. In: Epple, Angelika / Erhart, Walter (Hg.): *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*. Frankfurt a. M. / New York: Campus, S. 135–159.
- Hagen, Wolfgang / Warnke, Martin / Beyes, Timon / Pias, Claus (2021): »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Niklas Luhmann am OVG Lüneburg. Zur Entstehung der Systemtheorie*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 9–26.
- Halbmayer, Ernst (2004): »Elementary Distinctions in World-Making among the Yukpa«. In: *Anthropos* 99(1), S. 39–55.
- Heintz, Bettina (2010): »Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 39(3), S. 162–181.
- Heintz, Bettina / Werron, Tobias (2011): »Wie ist Globalisierung möglich? Zur Entstehung globaler Vergleichshorizonte am Beispiel von Wissenschaft und Sport«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63(3), S. 359–394.
- Heintz, Bettina (2016): »Wir leben im Zeitalter der Vergleichen«. Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 45(5), S. 305–323.
- Heintz, Bettina (2021): »Kategorisieren, Vergleichen, Bewerten und Quantifizieren im Spiegel sozialer Beobachtungsformate«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 73(S1), S. 5–47.
- Hinderaker, Eric (1996): »The »Four Indian Kings« and the Imaginative Construction of the First British Empire«. In: *The William and Mary Quarterly* 53(3), S. 487–526.
- Hirschauer, Stefan (2021): »Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 50(3–4), S. 155–174.
- Holzer, Boris (2011): »Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft«. In: Bommers, Michael / Tacke, Veronika (Hg.): *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51–66.
- Husserl, Edmund (1964): *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. Hamburg: Claassen.

- Itschert, Adrian (2013): *Jenseits des Leistungsprinzips. Soziale Ungleichheit in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Itschert, Adrian (2018): »Die Grenzen des Leistungsprinzips. Leistungsvergleiche im Statuszuweisungsprozess«. In: Dorn, Christopher/Tacke, Veronika (Hg.): *Vergleich und Leistung in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 259–284.
- Jetzkowitz, Jens/Stark, Carsten/Münch, Richard (Hg.) (2003): *Soziologischer Funktionalismus. Zur Methodologie einer Theorietradition*. Opladen: Leske + Budrich.
- Keller, Suzanne (1963): *Beyond the ruling class. Strategic elites in modern society*. New York: Random House.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koschorke, Albrecht (2015): »Ähnlichkeit. Valenzen eines post-postkolonialen Konzepts«. In: Bhat-ti, Anil/Kimmich, Dorothee/Bangert, Sara (Hg.): *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*. Konstanz: Konstanz University Press, S. 35–45.
- Krings, Hermann (2015): *Ordo. Philosophisch-historische Grundlegung einer abendländischen Idee*. Hamburg: Felix Meiner.
- Latour, Bruno (1996): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie.
- Lévi-Strauss, Claude (1955): »The Structural Study of Myth«. In: *The Journal of American Folklore* 68(270), S. 428–444.
- Lévi-Strauss, Claude (1981): *Das wilde Denken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lovejoy, Arthur O. (1936): *The great chain of being. A study of the history of an idea*. Cambridge: Harvard University Press.
- Low, Polly (2007): *Interstate relations in classical Greece. Morality and power*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Luckmann, Thomas (1970): »On the Boundaries of the Social World«. In: Natanson, Maurice (Hg.): *Phenomenology and Social Reality. Essays in Memory of Alfred Schutz*. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 73–100.
- Luckmann, Thomas (1991): *Die unsichtbare Religion*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1952–1960a): ZK I Zettel 28,10f17j10. https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/zettel/ZK_1_NB_28-10f17j10_V (12.03.2024).
- Luhmann, Niklas (1952–1960b): ZK I Zettel 6,3,14. https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/zettel/ZK_1_NB_6-3-14_V (12.03.2024).
- Luhmann, Niklas (1952–1960c): ZK I Zettel 6,3,15. https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/zettel/ZK_1_NB_6-3-15_V (12.03.2024).
- Luhmann, Niklas (1975): »Die Weltgesellschaft«. In: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher, S. 51–71.
- Luhmann, Niklas (1980): »Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert«. In: Ders. (Hg.): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 72–161.
- Luhmann, Niklas (1981): »Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen: Westdeutscher, S. 198–227.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1991): *Soziologie des Risikos*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Luhmann, Niklas (1995): »Kultur als historischer Begriff«. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 31–54.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2004): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, Niklas (2017): *Systemtheorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.

- Martin, John L. (2009): *Social structures*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Meyer, John W. / Ramirez, Francisco O. / Soysal, Yasemin N. (1992): »World Expansion of Mass Education, 1870–1980«. In: *Sociology of Education* 65(2), S. 128–149.
- Ong, Walter J. (2002): *Orality and literacy. The technologizing of the word*. London: Routledge.
- Postoutter, Kirill (2023): »Peerless Dulcinea, Love of God, and Shoah. Steps toward the Conceptual History of Incomparability«. In: *Contributions to the History of Concepts* 18(2), S. 80–103.
- Raab, Jürgen (2011): »Wissenssoziologisches Vergleichen«. In: Mauz, Andreas / Sass, Hartmut von (Hg.): *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 91–113.
- Ringel, Leopold / Werron, Tobias (2021): »Serielle Vergleiche: Zum Unterschied, den Wiederholung macht«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 73(S1), S. 301–331.
- Saller, Richard (1987): »Slavery and the Roman family«. In: *Slavery & Abolition* 8(1), S. 65–87.
- Schlögl, Rudolf (2014): *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*. Paderborn: Fink.
- Schütz, Alfred (1932): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Wien: Springer.
- Shore, Bradd (1996): *Culture in mind. Cognition, culture, and the problem of meaning*. New York: Oxford University Press.
- Simmel, Georg (1890): *Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Singh, Upinder (2017): *Political Violence in Ancient India*. Cambridge: Harvard University Press.
- Steinmetz, Willibald (2015): »Vergleich« – eine begriffsgeschichtliche Skizze«. In: Eppe, Angelika / Erhart, Walter (Hg.): *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*. Frankfurt a. M. / New York: Campus, S. 85–134.
- Stichweh, Rudolf (2000): »Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«. In: *Soziale Systeme* 6(2), S. 237–250.
- Stichweh, Rudolf (2009): »Ambivalenz, Indifferenz und die Soziologie des Fremden«. In: Ders. (Hg.): *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 128–147.
- Subrahmanyam, Sanjay (2012): *Courtly encounters. Translating courtliness and violence in early modern Eurasia*. Cambridge: Harvard University Press.
- Wagoner, Phillip B. (1996): »Sultan among Hindu Kings«. Dress, Titles, and the Islamicization of Hindu Culture at Vijayanagara«. In: *The Journal of Asian Studies* 55(4), S. 851–880.
- Youssef, Ramy (2021a): *Die Anerkennung von Grenzen. Eine Soziologie der Diplomatie*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Youssef, Ramy (2021b): »Status in Early Modern and Modern World Politics. Competition or Conflict?«. In: Russ, Daniela / Stafford, James (Hg.): *Competition in World Politics. Knowledge, Strategies and Institutions*. Bielefeld: transcript, S. 35–60. <https://doi.org/10.1515/9783839457474-002>
- Zerubavel, Eviatar (1996): »Lumping and splitting: Notes on social classification«. In: *Sociological Forum* 11(3), S. 421–433.
- Zima, Peter V. (2011): »Die Funktion des Vergleichs in den Kultur- und Sozialwissenschaften«. In: Mauz, Andreas / Sass, Hartmut von (Hg.): *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 75–88.